



G. A. Bürger

Stahlstich nach J. D. Fiorillo

*Es ist traurig anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beispiel: Bürger.*

*Goethe*

HELMUT SCHERER

LANGE SCHON  
IN MANCHEM  
STURM UND DRANGE

GOTTFRIED AUGUST  
**BÜRGER**  
*DER DICHTER DES MÜNCHHAUSEN*

EINE BIOGRAPHIE



ISBN 3-89433-033-3

© SCHERER VERLAG GmbH, Berlin 1995

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Gesamtherstellung: Gorenjski Tisk, Kranj, Slowenien

#### XIV. TRAUIGES BEISPIEL

So manche Zeitung gedachte seines 200. Todestages in ihrem Kulturteil. Doch vieles von dem, was da über Gottfried August Bürger gesagt wurde, bleibt Klischee und Legende. Den Feuilletonisten ist dies kaum anzulasten, denn sie sind auf greifbare Veröffentlichungen angewiesen. Dazu gehört auch die um die Jahrhundertwende erschienene letzte Biographie des Dichters, die für lange Zeit Ungenaues festschrieb.

Die Würdigungen zum 8. Juni 1994 signalisierten mit Schlagworten wie »Skandal, Frauenfreund, Liebeshändel, armer Teufel«, wie weit man sich von dem feinsinnigen Resümee Goethes über das Leben des Dichters entfernt hatte. »Trauriges Beispiel: Bürger«, stellvertretend für so viele Lebensläufe, in denen »ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen«. Daß der Dichter auch außergewöhnlich begabt war, unterstrich Jahre später an anderer Stelle der alte Herr aus Weimar: »Bürgers Talent anzuerkennen kostete mich nichts, es war immer zu seiner Zeit bedeutend; auch gilt das Echte, Wahre daran noch immer und wird in der Geschichte der deutschen Literatur mit Ehren genannt werden«.

Aber nicht nur die Heroen der deutschen Literatur ehrten Bürger, auch das zeitgenössische Publikum bewunderte ihn. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts gehörte Bürger zu den meistgelese-

nen deutschen Dichtern. Seine *Lenore* war ein bravouröser Auftakt zu einer neuen literarischen Gattung: der Kunstballade. Mit dem Verweis der späteren Literaturgeschichtsschreibung in die zweite, vielleicht auch dritte Reihe in einer Nation, die nur erste zuläßt, ist noch lange kein Urteil über seine dichterischen Qualitäten gefällt. Doch welche Lebensstrecke vom »außerordentlichen Menschen« zum »traurigen Beispiel«.

Allzu bequeme Lösungen boten sich an. Man spannte den Bogen vom ärmlichen Leben im Pfarrhaus in Molmerswende zum erbärmlichen Sterben im Gartenhaus in Göttingen. Der Dichter war zum bedürftigen Poeten, zum sozial benachteiligten Pfarrerssohn geworden, der gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse Sturm lief. Allenfalls gestattete man ihm Verirrungen und Verwirrungen in seinem Privatleben, wofür die immer wieder genannte *ménage à trois* nur ein Beispiel ist.

So fand man auf komplexe Fragen zur Person des Dichters eher einfache Antworten, schuf aus persönlichem Lebenslauf und dichterischem Schaffen eine Einheit. Was nicht in das Bild eines volkstümlichen Poeten paßte, wurde zurechtgebogen oder verschwiegen. Der sozialkritische Dichter Gottfried August Bürger war geboren. Fehlende Quellenforschungen förderten Unternehmen dieser Art, ideologische Vereinnahmungen blieben nicht aus, Werkinterpretationen auf zweifelhafter Grundlage folgten. Für Ansehen und Würde des Dichters war damit nichts gewonnen.

Es fällt auf, daß gerade jene, die ihn bewundern, die vorgeben, ihn zu verstehen, sein Leben nicht rückhaltlos akzeptieren. Wo die einen seine »sittlichen Verfehlungen« mißbilligen, verschweigen die anderen seinen aufwendigen Lebensstil, seine tatsächliche Finanzsituation und andere ungeliebte Wahrheiten. Welch eine Verehrung, die nur einen geglätteten Bürger zuläßt!

Bürgers Leben war zuallererst ein Kampf mit sich selbst. Seine Lebensgeschichte, eine Geschichte von ungenutzten Talenten und von Träumen, die sich an Leidenschaft und Leichtsinns verloren, von Widersprüchen zwischen Selbstüberschätzung und Selbst-

aufgabe, Stärke und Schwäche. Sie weckt Sympathie, schafft Wiedererkennen eigener Unzulänglichkeiten und bringt Bürger dem Interessierten ein Stück näher.

Dabei hatte es für den »Silvestersprößling« nicht schlecht begonnen. Den tausendfach wiederholten »ärmlichen Verhältnissen« zum Trotz stammt er sowohl väterlicher- als auch mütterlicherseits aus wohlhabenden, bürgerlich-einflußreichen Familien, die in den vorangegangenen Jahrzehnten mit Fleiß und Geschick den sozialen Umbruch zum eigenen gesellschaftlichen Aufstieg nutzten. Nein, arme Bauern, »einfache Pächter« waren die beiden Großväter nicht, und gerade jene Familie, die dem Namen nach dies noch eher hätte vermuten lassen, war über Jahrhunderte im Handwerk tätig.

Für den Vater, der im armen Dörfchen Molmerswende nur ein geringes Einkommen hatte, war diese Pfarrei als Durchgangsstation gedacht. Frühzeitig hatte er seine Ansprüche auf die im Umkreis reichste Pfarre gesichert. Doch lange durchkreuzten der zählebige Caspar David Abel mit seinen familiären Beziehungen zur Familie Bauer und machtpolitische Abhängigkeiten der einflußreichen Familien untereinander den Plan. Endlich am Ziel, verblieb nur kurze Zeit zum Genießen des Glücks.

Den Bildungsgang des heranwachsenden Knaben beeinflusste dies kaum. In Aschersleben sorgte der Großvater mit seinen finanziellen Möglichkeiten dafür, daß der Enkel in den Genuß einer Ausbildung kam, die nur als erstklassig zu bezeichnen ist. Allzu unkritisch wurden Aussagen Dr. Althofs und des Dichters selbst für bare Münze genommen. Der immer wieder zitierte Satz: »Bis in sein zehntes Jahr lernte er durchaus weiter nichts, als lesen und schreiben« mag zwar ein reizvoller Beginn einer Dichterbiographie sein, doch stehen dem Dorfschulunterricht in Molmerswende private Lateinstunden, die ihn aus der dörflichen Kinderschar heraushoben, und nicht zuletzt der Wechsel zur höheren Bürgerschule, zum Stephaneum nach Aschersleben, gegenüber.

Der wegen der Perücken-Episode nur kurze Aufenthalt dort brachte für Bürgers Bildungsgang keine Nachteile, denn von hier wechselte er ins renommierte königliche Pädagogium in Halle, wo er auf Grund seiner Vorbildung auf einem anspruchsvollen Niveau eingestuft wurde. Die sehr hohen Ausbildungskosten an den Franckeschen Anstalten sind bekannt, um so mehr verwundert es, wie manche Lebensbeschreibung des Dichters den Sprung aus den »ärmlichsten Verhältnissen« zum Ausbildungsplatz »einiger Adlichen und Herrenstandes Kinder« problemlos bewältigt.

Warum in all den Veröffentlichungen kein Wort zu den immensen Kosten, warum kein Vergleich mit den Einkünften der Bevölkerungsmehrheit? Schnell hätte man feststellen können, wie privilegiert der junge Bürger heranwuchs. Bereitwillig hatte der Großvater, dem ein männlicher Nachkomme selbst nicht vergönt war, all seine Wünsche und Träume auf den einzigen Sohn seiner Tochter übertragen.

Der Mär vom vorschnellen Abbruch der Ausbildung in den Franckeschen Stiftungen steht die durchschnittliche Verweildauer all der honorigen und mehr als betuchten Zöglinge von durchschnittlich zweieinhalb Jahren gegenüber. So lagen Bürgers dreijährige Zeit auf dem Pädagogium und sein Alter beim Weggang durchaus im üblichen Rahmen. Auch der halbjährliche Aufenthalt in Aschersleben zwischen Pädagogium und Universität bedeutete für Bürger nicht Müßiggang, vielmehr waren seine Tage mit dem Besuch einer Privatschule ausgefüllt.

Manches deutet darauf hin, daß der Großvater den Enkel nicht, wie so oft behauptet, zum Theologiestudium gezwungen hat. Was sprach auch aus seiner Familientradition dafür? Immer waren die Bauers Handwerker, und als man den sozialen Aufstieg wagte, studierten die Söhne der Familie Jura, um als Ratssyndikus oder Bürgermeister zu wirken. Überzeugender ist, daß Bürger selbst diesen Wunsch hatte, entstanden in den pietistischen Franckeschen Stiftungen, im väterlichen Pfarrhaus und nicht zuletzt durch

das Einwirken Johann Friedrich Temmes, selbst Pfarrer an der St. Margarethenkirche in Aschersleben.

Doch verändern bald künstlerische Ambitionen, deren Keime lange vor dem Einfluß von Christian Adolph Klotz in den dichterischen Übungen auf dem Pädagogium zu suchen sind, seinen Berufswunsch. Vom Beginn seines künstlerischen Schaffens an rückt Bürger die Philologie, die dichterische Übersetzung in den Mittelpunkt. Seine Stärke liegt darin, fremdsprachige Werke seinem poetischen Duktus zu unterwerfen. Die Übersetzungen Homers, Shakespeares und anderer bindet er häufig in sein sprachlich-regionales Umfeld ein. In diesem Schaffensprozeß entfernt er sich von der Vorlage und geht weit über sie hinaus. So manifestiert sich Originalität eben auch dort, wo es im wissenschaftlichen Quellenverweis heißt: »nach Bernard, nach Pope, nach Horaz«. Sein berühmtestes Werk, die *Wunderbaren Reisen ... des Freiherrn von Münchhausen*, eben auch »nach Raspe«.

Schöpferisches im eigentlichen Sinne findet sich vor allem da, wo persönliche Lebenserfahrungen, so in den Molly-Liedern, die Grundlage bilden. Gerade Schillers Kritik an diesen Gedichten, an dem großen Anteil, »den das eigene Selbst des Dichters« hat, verrät einmal mehr, daß nicht mit Bürgers Werk, sondern mit der Epoche des Sturm und Drang abgerechnet werden sollte. In Leben und Werk verkörperte keiner so wie Bürger ihre Merkmale: pietistischer Einfluß, Shakespeare- und Homerbegeisterung, Hinwendung zur Volksdichtung, Ursprünglichkeit und Tiefe der Empfindung, kraftvolle, alltagsnahe Sprache. Es ist nicht verwunderlich, daß Bürger, lange bevor der Begriff mit Friedrich Maximilian Klingers Theaterstück *Sturm und Drang* als Epochenbezeichnung festgeschrieben wurde, diesen literarischen Topos mehrfach in seinen Werken und auch in seinem Leben verwendete. So stimmt seine Schaffensperiode zeitlich genau mit der Wirkungsdauer dieser literarischen Bewegung von der Mitte der sechziger bis zum Ende der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts überein. Zu sehr hatte sich Bürger mit seinem literarischen Pro-

gramm auf die Volkspoesie und damit auf eine Popularitätsdefinition festgelegt, die im Gegensatz zur aufkommenden Klassik stand. Sturm und Drang war für ihn das literarische Fundament, auf dem er sich bewegte – nicht Durchgang, sondern Anfang und Ende zugleich.

Standen ihm wirklich zu geringe finanzielle Mittel zur Verfügung, um ein gesichertes Leben zu führen? Hinderte ihn die Gesellschaft daran, seinen Wunsch nach individueller Entfaltung zu verwirklichen? War er tatsächlich der Dichter, der sich ganz auf die Seite des einfachen Volkes schlug, mit Vehemenz für dessen Rechte stritt und von der Familie Uslar drangsaliert wurde? Fragen über Fragen, deren gründliche Beantwortung ein facettenreiches Bild des Dichters ergibt.

Als Bürger 1764 an die Universität nach Halle ging, als er nach sechs verlorenen Semestern – der Dauer eines regulären Studiums – eine erneute Chance zum Studium, diesmal im teuren Göttingen, erhielt, als er dort dem lockeren Studentenleben frönte, Schulden machte und sich vom Geld des Großvaters aufwendige Kleidung anfertigen ließ, lebte der größte Teil der deutschen Bevölkerung in unglaublicher Not. Große Teuerungen nach dem Ende des dritten Schlesischen Krieges hatten Hungerkatastrophen schlimmsten Ausmaßes zur Folge.

Bürgers Schwager, der Pfarrer Gotthelf Friedrich Oesfeld aus Löbnitz im Erzgebirge, hielt diese schreckliche Zeit in einer Schilderung und einem Gedicht fest, die er beide 1774 veröffentlichte und die Bürger aufgrund der familiären Bindungen wohl nicht verborgen bleiben konnten. Sicher, sein *Erndtelied* aus Anlaß der *Erndte-Predigt nach der grossen Theurung und Hungersnoth* niedergeschrieben, ist poetisch von geringem Wert, doch in der Beschreibung der »Verarmten«, die »halb mager und halb aufgeschwellt« wie »wandelnde Gerippe« dahinvegetieren, steckt ungeheure Authentizität.

Entgegen allen späteren Verlautbarungen verfügte Bürger zeitlebens über außerordentliche Geldmittel, mit denen er sich gegenüber dem größten Teil der Bevölkerung einen privilegierten Lebensstil erlaubte. Dennoch gab er stets noch mehr aus, als er besaß, wollte dem Leben immer mehr abtrotzen, als seine finanziellen Möglichkeiten hergaben. Kein Wunder, daß drängende Gläubiger zu seinem Alltag gehörten. Seine Liebe zum Luxus, für die er sich häufig dem Lotteriespiel mit hohen Einsätzen hingab, seine Spielleidenschaft, die ihn an einem Abend um 100 Taler – das Jahresgehalt des Werkmeisters in Dieterichs Druckerei – bringen konnte, waren groß.

Unter welch unsäglichen Bedingungen verlief dagegen das kärgliche Dasein der Bauern und Handwerker. Man lese nur die Geschichte über das *Dorf und Kloster Weende* oder die Lebensbeschreibung der Kindesmörderin Catharina Erdmann *Vermutungen über ein argloses Leben*, mit deren Fall der Amtmann Bürger beschäftigt war.

Die Erbschaft des Großvaters in Aschersleben, die ungefähr auf 8000 Taler zu beziffern ist, die Auszahlungen an seine beiden Frauen von je 1000 Taler nach dem Tode ihres Vaters, das Gehalt als Amtmann, der jährliche Zugewinn von 500, später 300 Taler im Jahr durch die Herausgabe des *Musen Almanachs* und dazu die Einnahmen aus schriftstellerischer Tätigkeit – alles zerrann Bürger zwischen den Fingern.

Der Briefwechsel mit seinem Verleger Dieterich spricht eine beredte Sprache: »Na! wie hat die Krokodillenpastete geschmeckt? ... Schaffe Eidexenpasteten, oder ich hänge mich auf! ... Es erfolgt also anbei ein Hummer, welchen Du Dir wohl schmecken lassen mögest, ehe er verdirbt ... Die Austern gehn auf die Neige«. Gerade ihnen galt des Dichters besondere Vorliebe, doch er schätzte ebenso exotische Speisen wie Kaviar und Ananas und stand damit dem verwöhnten Adel in nichts nach.

Erstaunen auch beim Museumsdirektor, als der Bürgerforscher das im Nachlaß des Dichters aufgeführte Kaffeeservice aus Für-

stenberger Porzellan an vergleichbaren Objekten nachempfinden will. »Wieso Bürger, wieso Porzellan, ich denke, der war arm?« Als Fachmann wußte er natürlich, daß sich damals nur wenige Porzellan leisten konnten. Bürger gehörte zu diesen. Für sein Kaffeegeschirr gab er 40 Louisdor, das sind 200 Taler, aus.

Aufschlußreich auch das *Inventarium*, das bei der Öffnung der versiegelten Wohnung nach seinem Tode aufgenommen wurde: »An baarem Gelde« 250 Taler in verschiedenen Münzen, Kuxen, das sind Bergwerksaktien, umfangreiches Silberbesteck, Uhren, Hemdknöpfe und Ringe aus Gold, zahlreiches Mobiliar aus Mahagoni und anderen Edelhölzern. Neben erwähntem Kaffeegeschirr noch weiteres aus echtem Porzellan wie Schüsseln, Terrinen und Teller. »Allerhand Sachen« folgen, unter denen der Leser verwundert auch »eine Coffee filter Maschine von Zinn« entdeckt.

Sein Privatleben, geprägt von außerordentlicher Sinnlichkeit? Sicher, Bürgers Arrangement mit den beiden Schwestern war nicht alltäglich und würde auch heute noch Aufsehen erregen. Doch ohne diese Pikanterie bleibt davon nur übrig, was allerorten geschieht und auch im so kleinstädtisch-biederem Göttingen des 18. Jahrhunderts vorkam: Ein Ehepartner betrügt den anderen. Viele Affären illustrieren Persönlichkeiten der Stadt sind bekannt. So hatte die Frau des Göttinger Musikdirektors Forkel eine Liaison mit Gottfried August Bürger während dessen Witwerzeit nach Mollys Tod.

Es war wohl weniger das Dreiecksverhältnis mit Dorette und Molly selbst als vielmehr Bürgers Umgang mit diesem, was die Aufgeregtheit seiner Zeitgenossen hervorrief. Was andere tunlichst zu verbergen suchten, brachte der Poet an die Öffentlichkeit, so in seinem Gedicht *Untreue über alles*.

Darüber entrüstete man sich, nahm ihm übel, daß er sich nicht an Konventionen hielt, und strafte ihn mit gesellschaftlicher Ächtung. Der herausragende Repräsentant des Sturm und Drang wurde

zur unerwünschten Person, die besonders von den Kollegen der Georgia Augusta geschnitten wurde. Aber nicht wenige, die vorgaben, brüskiert zu sein, lasen mit Wonne seine pikant-erotischen Verse und trugen damit zum Erfolg des Dichters bei. Seinem Ruf nutzte diese doppelte Moral wenig.

Schnell ist man geneigt, gleichmacherisch von Bürgers Frauengeschichten zu sprechen. Doch sein Verhältnis zu Molly, sein Verirren in seelische Abgründe, die über den Dichter und alle Beteiligten ungeheure Qualen brachten, sie waren frei von amourösem Spiel. Ganz anders dagegen die Verbindung mit Elise Hahn, in der Eitelkeiten und egoistische Wünsche das Verhalten bestimmten. Daß der Dichter nach nur wenigen Monaten verheißungsvollen Glücks von einer »Torheit« spricht, ist mehr als entlarvend. Bei aller Tragik hätte er die Beziehung zu Molly nie mit diesem Attribut bedacht.

Unbedingtheit im Ausleben seiner Bedürfnisse über gesellschaftliche Schranken hinweg, Ehrlichkeit ohne Versteckspiel, ohne taktische Manöver, alle Nachteile inbegriffen, bestimmten seine Persönlichkeit. Daß diese Kompromißlosigkeit das Leid anderer einschloß, darf bei allem Respekt nicht vergessen werden. Dorette wird am Ende ihres glücklosen Lebens wenig Halt in Bürger gefunden haben. Sicher konnte ihr der Ehemann nicht das Gefühl nehmen, daß ihr Tod die Erfüllung seiner Liebesbeziehung zu Molly bedeutete.

So hat die freie Entfaltung Bürgers auch mit fehlender Verantwortung und mangelnder Disziplin zu tun, Tugenden, die überhaupt in seinem Leben nur wenig Raum fanden. In seiner Doppeltätigkeit als Schriftsteller und Amtmann blieb notgedrungen vieles liegen. Manchmal hinderten ihn aber auch Niedergeschlagenheit und Lethargie daran, Aktenvorgänge abzuschließen oder literarische Arbeiten, die bereits öffentlich angekündigt waren, überhaupt zu beginnen: *Tausendundeine Nacht*, Homers *Ilias*, Rollenhagens *Froschmäuseler* – die Liste ist lang.

Eine unübersehbare Eigenschaft des Dichters war seine Unsicherheit, die er häufig hinter derben Kraftausdrücken zu verbergen suchte. Die Briefe an seinen Verleger Dieterich sind hierfür eine wahre Fundgrube. Nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, gestatten sie seit ihrer Herausgabe einen voyeuristischen Blick in Bürgers Innenleben. »Fäkal- und Sexualsprache« überall. Nirgends die zurückhaltenden, zarten, würdevoll-poetischen Töne, die vom Wissen um das menschliche Wenn und Aber getragen sind. Sie findet man in zeitgleichen Briefen an Goeckingk, Boie und andere Freunde. Die qualvolle Liebe zu Molly, die Hölle bei ihrem Tod – im Briefwechsel mit dem Verleger Dieterich wird dies nicht erwähnt. Nein, der Verleger war nicht sein Freund, und ihm galt es aus diesem Grunde auch nicht mitzuteilen, wie es wirklich um ihn stand. In diesem »Geldverhältnis« zählten vielmehr Imponiergehabe und forsches Auftreten.

Dem politischen Dichter gilt die uneingeschränkte Sympathie, wenn auch im täglichen Leben Bürgers abfällige Urteile über den unteren Stand sowie seine Versuche, es in Sinnesfreuden dem Adel gleichzutun, unübersehbar sind.

So prägten nicht Auflehnung und Protest, wie so oft behauptet, sein Verhältnis zu den meisten Mitgliedern der Familie von Uslar, vielmehr bewunderte ihr größter Teil den Dichter und war mit ihm befreundet. Häufig war er dort zu Gast, auf Gut Sennikerode trug er das erste Mal die *Lenore* vor. Für die Erstausgabe der Gedichte 1778 half man eifrig, Subskribenten zu finden. Auch erhielt Bürger etliche Male den Auftrag, Familienfeierlichkeiten dichterisch zu untermalen. Der ihm übel mitspielende Senior Oberst Adam von Uslar war bereits 1775 gestorben. In seinem Sohn, dem Hof- und Kanzleirat Johann Georg, fand Bürger dagegen einen seiner glühendsten Verehrer.

Wenn von Bürgers politischem Bekenntnis die Rede ist, darf nicht nur an sein berühmtes Gedicht *Der Bauer. An seinen Durchlauchtigen Tyrannen* gedacht werden. Zu vordergründig, zu

modisch, zudem in Anlehnung an Klopstocks Ode *Wir und Sie* entstanden, läßt dieses zwar rhetorisch meisterhafte Pamphlet nicht in seine Seele schauen.

Wie anders dagegen die poetischen Äußerungen des gereiften Dichters 15 Jahre später: stille Manifestationen, die die Zensur, die Aufgeregtheit der Herrschenden nie passiert hätten. Schon weniger Provokatives, vom Dichter versteckt geäußerte Stellungen zur Französischen Revolution im Musenalmanach für das Jahr 1793, gaben Anlaß zu Verärgerung, Kritik und Verbot.

So sind seine eindringlichen Gedichte und Reden vor der Freimaurerloge in Göttingen nur aus seinem Nachlaß bekannt. Sie offenbaren, daß sich Bürger durch die blutigen Ereignisse in Paris nicht wie viele von seiner politischen Einstellung abbringen ließ. Für ihn ging es nicht um einzelne Begebenheiten, die von seinen Dichterkollegen nach Bedarf bejubelt oder verdammt wurden. Für ihn war die über allem stehende Freiheit des einzelnen keine Farce, keine politische Idee, die man für die eigenen Ziele mißbrauchen konnte, sondern unverrückbares politisches Ideal, für das es sich einzusetzen lohnte.

Doch Bürgers Gedichte heute noch lesen? Vieles aus seinem Werk hat die Zeit nicht überdauert, und selbst die Poesie berühmterer Zeitgenossen wird heute nur noch selten gelesen. Wenn auch der eine oder andere Leser dieser Biographie – hoffentlich – angeregt wird, wieder in Bürgers Dichtung zu schauen, um sie vielleicht neu oder anders zu verstehen, so kann wohl prophezeit werden: Eine Wiedererweckung, gar eine Bürger-Renaissance, scheint kaum denkbar.

Umso wichtiger ist es, einen Blick in die Literaturgeschichte zu werfen. Denn selbst in umfassenden Darstellungen des Sturm und Drang findet Bürger nur am Rande Erwähnung. Unverständlich, warum dem Dichter nicht der Platz zugewiesen wird, der ihm gebührt: nicht am Rande, nicht als eine der Nebenfiguren, sondern als einer der Großen dieser Epoche. Neubewertungen



### Trauriges Beispiel

sind notwendig, wenn sich nicht jenes Vertrackte, Gescheiterte seines Lebens in seinem Nachruhm fortsetzen soll und es wieder einmal heißt: »Trauriges Beispiel: Bürger«.